

Gottfried Leder

Die Laien in der Kirche

Zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils haben innerkirchliche Bestandsaufnahmen Konjunktur. Von der Bischofssynode in Rom, den öffentlichen Stellungnahmen in ihrem Vorfeld und den Kommentaren zu ihrem Ergebnis reicht das Spektrum bis hin in die Gemeinden und die Institutionen der Bildungsarbeit, die neues Interesse an der Situation der Kirche zu verspüren meinen. Dabei gewinnt die Frage nach Stellung, Auftrag und Selbstverständnis des Laien immer mehr eigenes Gewicht. Sie ist zwar unvermeidbar stets schon eingeschlossen, wenn Kirche über sich nachdenkt. Aber die Ankündigung einer weiteren Bischofssynode im Jahre 1987 über die „Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil“ lenkt zusätzliche Aufmerksamkeit auf dieses Thema.

Nun gibt es gegenüber der Frage nach dem Laien viele Möglichkeiten des Fehlverhaltens. Zu großer Ängstlichkeit steht oft unbedachter Überschwang gegenüber. Der Mangel an Unterscheidungsvermögen führt die einen zur Euphorie und in die Gefahr zweifelhafter Selbstbestätigung, während andere zu lustlosen Kritikastern werden – obwohl doch Freude wie Kritik je zu ihrer Zeit ihr Recht haben: Wenn es um Kirche geht, geht es ja wohl immer auch um einen Realismus der Mitte, der nicht nur um die Unvergänglichkeit, sondern auch um die Zeitbedingtheit von Kirche weiß, so wie sie je für uns erlebbar wird.

Wer es – gewiß ohne zureichende theologische Kompetenz – unternehmen will, einige Reflexionen zur Stellung der Laien in der Kirche heute zur Kritik zu stellen, muß zuerst den Anspruch eingrenzen, den er erheben kann¹. Die folgenden Überlegungen gelten nicht nur dem Laien in der Kirche – sie sind auch Überlegungen eines Laien. Sie sind also perspektivisch. Insbesondere das Amt wird jenen, die es in der Kirche zu tragen haben, gelegentlich aus anderer Perspektive in den Blick kommen als denen, die zwar auch selbst Kirche, aber nicht im Amt sind. Das wechselseitige Aufeinanderverwiesensein muß dann verdeutlichen, daß letztlich alle für ihr Denken über Kirche nur eine, die gleiche Perspektive haben können.

Aber das Wort „Laie“ bezeichnet ja nicht nur einen kirchlichen Stand. In der Umgangssprache steht dem Laien immer auch der wirkliche Könner, der Professionelle gleichsam, gegenüber. Und da wird es nun doppelbödig. Denn was immer unser Beruf sein mag – in Sachen Christsein sind wir durch Taufe und Firmung doch alle zur Professionalität berufen. Niemand kann sich auf eine Art von Feierabendstatut zurückziehen.

Schließlich mag der Laie aber auch aus der Not, kein Spezialist zu sein, entschlossen eine Tugend machen. Er hat dann oft mehr Fragen als Antworten. Dafür entgeht er vielleicht eher der Gefahr, eine wichtige Frage nur deshalb zu verdrängen, weil eine Antwort auf sie noch nicht verfügbar ist. So fragt der Laie, sei es gelegen oder ungelegen, weil er Neugier eher für eine Tugend – und eine fragende Kirche für eine Selbstverständlichkeit hält.

Unterschiedenheit und Aufeinanderverwiesensein

Mit der Rede vom „Laien in der Kirche“ ist unmittelbar auf die Binnenstruktur unserer Kirche Bezug genommen: Ständig begegnen wir in ihr der Unterscheidung, aber auch dem Aufeinanderverwiesensein von Klerikern und Laien.

Ganz ohne Zweifel hat das Zweite Vatikanische Konzil gerade hier zu einem gewaltigen Aufbruch geführt. Auch wenn – oder gerade weil – das Konzil mit seiner Deutung der Kirche als „Volk Gottes“ gar nicht so sehr eine neue Theologie entwickelte als vielmehr altes theologisches Gut wieder freilegte, war ihm – zumindest kurzfristig – eine so große Wirkung beschieden. Die Ergebnisse des Konzils sind – jedenfalls zunächst – von den allermeisten als Befreiung, als beglückender Aufbruch erlebt worden. Überall wurde die Lehre aufgegriffen und weiterentwickelt. Und für die kirchliche Praxis legte das neu formulierte Selbstverständnis auch neues Selbstbewußtsein frei. Für mehr als ein Jahrzehnt war Hoffnung sehr viel mehr als nur ein Wort, und die Stimmen von Skeptikern blieben selten. Vom Geist des Konzils war viel die Rede, und die Bereitschaft, sich ihm zu öffnen, war groß. Vom „Ungeist des Konzils“ zu sprechen, hätte damals ernstlich niemand gewagt. Dies blieb dem Jahr 1985 vorbehalten.

Wandel zeigt sich auch im Kirchenrecht. Unter dem Dach des alten Kodex war sowohl in Hildesheim eine Diözesansynode als auch in Würzburg die Gemeinsame Synode der deutschen Bistümer unter voller Beteiligung von Laien möglich. Ihre Beschlüsse bedurften, um in Kraft zu treten, der offiziellen Verkündung durch die Bischöfe. Aber vom Vetorecht der Bischofskonferenz abgesehen war die Würzburger Synode eben ein auch zu Beschlüssen berechtigtes Organ, in dessen Mitte Laien gleichberechtigt mitberaten und mitbeschließen konnten. Aber das allgemeine Kirchenrecht nahm von diesen Ereignissen kaum Notiz. Das Schicksal der von Würzburg aus nach Rom gesandten Voten ließ bald erkennen, wie eng der Spielraum für die Entwicklung innerhalb eines Landes und die Grenzen einer Einwirkung auf die Gesamtkirche geblieben waren.

Inzwischen ist ein neues kirchliches Gesetzbuch in Kraft getreten, das, will man gerecht sein, von der Existenz der Laien wohl in intensiverer Weise Kenntnis nimmt als das alte Recht. Daß das neue Gesetzbuch deutlich hinter dem Entwicklungsstand zurückbleibt, den das partikulare Recht in der Bundesrepublik längst

als unaufgebbare Selbstverständlichkeit betrachten muß, ist dennoch verbreitete Auffassung. Wichtiger freilich noch ist die Frage, ob dieses neue Kirchenrecht denn nun wirklich den theologischen Ertrag des Konzils aufgenommen hat. Allem Anschein nach ist diese Frage ganz offen. Die Behauptung, das neue Kirchenrecht bedeute eher einen deutlichen Schritt zurück hinter die theologischen Positionen des Konzils, begegnet offenbar vor allem dem Sachverhalt, daß das theologische Ergebnis des Konzils selbst seit einigen Jahren mit zunehmender Intensität wieder in Frage gestellt zu sein scheint.

Dies geschieht auf verschiedene Weise. Im unmittelbar theologischen Disput geht es um die zentrale Frage, wie Zuordnung und Unterscheidung der Stände in der Kirche akzentuiert werden: Wird zuerst die Gemeinsamkeit und wesenhafte Gleichheit aller Gläubigen betont, um auf ihren gemeinsamen Heilsauftrag hin dann von den verschiedenen Diensten und Ämtern zu sprechen? Oder wird vorrangig eher die Verschiedenheit der Dienste betont, um dann gleichsam ergänzend hinzuzufügen, daß aber in einem letzten Sinn doch alle vereint und gleich seien?

„Falsche“ Erwartungen?

Der zweite Weg, die Ergebnisse des Konzils neu in die Frage zu bringen, ist indirekter Art. Gemeint sind die sich häufenden Erwähnungen der „falschen Erwartungen“, die viele Christen nach dem Konzil gehabt hätten; nun seien sie enttäuscht, daß sich diese Erwartungen nicht erfüllt hätten, und genau das liefere die Erklärung für so manche bedenkliche Erscheinung in der Kirche.

Nun ist diese Rede von den „falschen Erwartungen“ freilich sehr unscharf. Sie kann einen nüchtern belegbaren Sachverhalt meinen. Es ist ja unbezweifelbar, daß viele enttäuscht sind, weil sich Erwartungen, die sie hatten, nicht erfüllt haben. Nicht selten jedoch soll mit jener Redeweise der Gedanke nahegelegt werden, daß die Erwartungen, die viele da hatten, ganz falsche Erwartungen gewesen seien: unangemessene, illusionäre, utopische und vielleicht gar umstürzlerische – Erwartungen also ohne Fundament in der Sache selbst. Wer es so sieht, hält es dann natürlich für heilsam, wenn diese Erwartungen nun ent-täuscht und ihrer Schein-substanz entkleidet – und wenn die Gläubigen dadurch auf den Boden wahrer Lehre und richtiger kirchlicher Praxis zurückgeholt werden können.

Es ist also zu fragen, von welchen Erwartungen eigentlich die Rede ist, worauf sie sich damals gerichtet haben, wie sie begründet wurden, was sie ermuntert hat. Hatte nicht das Konzil selbst diese Erwartungen nahegelegt? Waren sie nicht geweckt worden durch seine Zielsetzung und seinen Verlauf, durch den Stil des Miteinander-Sprechens von Papst und Bischöfen? Waren sie nicht ermuntert durch jene bedächtige und bedenkende Offenheit, mit der gewisse Verfestigungen

vatikanischer Strukturen aufgebrochen, vorgeformte Entwürfe zurückgewiesen, Kollegialität und Brüderlichkeit realisiert wurden – durch jene Offenheit, für die wir alle Johannes XXIII. noch heute verehren? Hatte nicht dieses ganze wahrhaft geistgewirkte Klima fast mehr noch als die einzelnen Dokumente die Erwartungen vieler Christen beglückend geweckt? Wer heute von diesen in der Tat vielfach enttäuschten Erwartungen sagen will, daß sie doch eigentlich zu Recht nicht in Erfüllung gegangen seien, müßte glaubhaft machen können, weshalb nach seiner Meinung alles das, was sich damals in Rom ereignet hat, möglicherweise doch gar nicht so gewiß vom Heiligen Geist begleitet oder gar gewirkt gewesen sei, wie wir das immer angenommen haben.

Welches ist – präzise gefragt – der Maßstab, an dem gemessen jene Erwartungen vieler Katholiken heute als falsch bezeichnet werden? Ist dies ein Maßstab, der heute, zwanzig Jahre später, formuliert wird, um „postkonziliar“ eine „präkonziliare“ Kirchenwirklichkeit wiederherzustellen? Wer wäre autorisiert, einen solchen Maßstab zu setzen? Wäre er es auch gegen das Konzil? Oder ist dies ein Maßstab, den schon das Konzil selbst gesetzt hat? Oder sind alle diese Fragen falsch gestellt, weil das Konzil selbst gar nicht so eindeutig gesprochen hat, wie wir immer gemeint haben?

Damit sind wir zunächst zum Ausgangspunkt zurückgekehrt. Was hat das Konzil wirklich über die Kirche gesagt? Sind wir in Wahrheit fehlgeleitet, wenn wir uns auf das Bild vom Volk Gottes auf seinem Weg durch die Zeit einlassen? Ist es falsch zu sagen, daß auch nach der Auffassung des Konzils die Unterscheidung zwischen Klerikern und Laien eigentlich erst aus dem fundamentalen Sachverhalt herauswächst, daß Bischöfe, Priester und Laien gemeinsam Kirche, daß sie gemeinsam als das Volk Gottes unterwegs sind? Gewiß setzt die These vom Aufeinanderverwiesensein auch die Unterscheidung, genauer: die Unterschiedenheit, immer schon voraus. Aber die Unterscheidung setzt ihrerseits auch die wesensmäßige Einheit voraus und läßt die Wechselseitigkeit des Aufeinanderverwiesenseins für die Erfüllung des einen gemeinsamen Auftrags nur um so deutlicher hervortreten. Daß „die Norm für das Zusammenwirken der einzelnen Charismen nicht der Gehorsam gegenüber dem Amt, sondern die gegenseitige Unterordnung“ sei², steht dann keineswegs im Widerspruch mit der Aussage, daß das Zweite Vatikanische Konzil „die Kirche als das durch Gott zusammengerufene Volk bestimmt. In diesem Volke Gottes sind alle Gläubigen gleichgestellt – gläubige Subjekte, die aus dem Geist leben, freie Kinder Gottes. Erst nach diesen Aussagen über das Volk Gottes, welches unterwegs ist zur Vollendung, spricht dann dieses Konzil von bestimmten Elementen, welche die Kirche oder das Volk Gottes organisch strukturieren. Die Ausdifferenzierung von Ämtern, welche durch diese Strukturierung erfolgt, tastet aber das Recht des Volkes Gottes als ursprüngliches Subjekt von Kirche-Sein nicht an.“³ Was sollte daran falsch, unehrbietig, lieblos, hierarchiefeindlich oder gar gegen die Kirche gerichtet sein?

Weltdienst und Weltauftrag

Ein zweiter Durchgang soll bei den „Lineamenta“ ansetzen, jenen von Rom herausgegebenen Hinführungen zur Bischofssynode über „Berufung und Sendung der Laien“⁴, deren Verfasser wir freilich nicht genau kennen.

Daß sich die Lineamenta von der Befragung der Laien und der Einholung ihres Rates viel versprechen, ist erfreulich. Andererseits bekräftigen sie damit nur eine Selbstverständlichkeit. Wie soll denn Nachdenken über den Laien für Kirche fruchtbar werden, wenn Meinung und Ratschlag derer, um die es geht, nicht von Anbeginn an eingeholt werden? Viel eher wird man fragen müssen, wie denn das, was von den Laien erfragt werden soll, nun wirksam in den Beratungsprozeß der Bischofssynode eingebracht werden wird.

Werden alle unsere Antworten das gleiche Schicksal haben wie die Voten, die die Gemeinsame Synode der deutschen Bistümer aus Würzburg nach Rom gerichtet hat?

Bischof Klaus Hemmerle hat die Spannung zwischen dem Weltauftrag des Laien und seiner kirchlichen Existenz als eine der Spannungslagen bezeichnet, die für die Situation des Laien heute von besonderer Bedeutung sind⁵. So ist es zunächst nicht überraschend, daß der Gedanke des „Weltauftrags“ der Laien in der letzten Zeit wieder häufig betont wird. Zahlreiche Ansprachen des Papstes, aber auch die Lineamenta geben davon Zeugnis. Aber oft erscheint dabei gerade das Spannungsverhältnis, von dem Bischof Hemmerle gesprochen hat, eher ausgespart als zum Problem erhoben. Das lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den Sachverhalt, daß die Kurzformel vom „Weltauftrag“ oder vom „Weltdienst“ der Laien doch offenbar einige Voraussetzungen einschließt, die näher zu bedenken sich lohnt.

Die Dimensionen dieses Weltdienstes müssen grundsätzlich alle Aufgabenfelder umschließen, die für Menschen auf dieser Welt gestellt sind: Familie und Gesellschaft, Politik und Wirtschaft, Kultur und Erziehung, Gesundheit und Umwelt, Beruf und Freizeit, von den Künsten bis hin zur Ordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche. Warum und in welchem Sinn aber ist dies alles dem Laien als sein besonderes Aufgabenfeld zugewiesen? Diese Aufgaben sind den Laien ja nicht „vorbehalten“ im Sinn eines allein für sie gültigen Sonderauftrags. Andernfalls dürften Bischöfe und Priester sich in jener „Welt“ eigentlich überhaupt nicht betätigen – was eine ganz und gar sachfremde Forderung wäre. Völlig zu Recht nehmen auch unsere Bischöfe zu Fragen des öffentlichen Lebens Stellung. Daß sie dabei stets zwischen den konkreten Alternativen einerseits und den Aspekten ihrer sittlichen Relevanz andererseits zu unterscheiden versuchen, ist sachangemessen, aber keineswegs ein Gegenbeweis.

Die Kurzformel vom „Weltauftrag der Laien“ darf also nicht mißverstanden werden. Zu schnell wird hier oft „Welt“ als ein der „Kirche“ Gegenüberstehendes, als eine von ihr reinlich scheidbare, ganz andere Größe gedacht – so, als müßten

sich dann die Glieder der Kirche, die Laien sind, gewissermaßen nach draußen, vor die Mauer, begeben, um dort, eben in der Welt, um deren Heiligung besorgt zu sein. Aber die Kirche, in der die Laien leben und zu der sie gehören, ist doch selbst immer auch Teil dieser Welt, in der die Laien ebenso leben und der sie ebenso zugehören. Und für die geweihten Amtsträger gilt letztlich nichts anderes: Auch sie sind Mitglieder einer Gesellschaft, leben in der Welt, sollen ihr Zeugnis nicht nur „intra muros“, sondern natürlich auch „in der Welt“ geben. Kirche ist, und zwar als Ganzes, auch gesellschaftliche Größe. Unser Denken über den Weltauftrag der Laien muß dies einbegreifen.

Die Möglichkeit jenes Mißverständnisses wird nun aber noch befördert durch einen schon als fragebedürftig aufgezeigten Begriff von Kirche, wie ihn auch die Lineamenta immer wieder durchscheinen lassen. Mehrfach erscheint im Text „Kirche“ eher als die den Laien gegenüberstehende Größe, wenn etwa schon in der Einleitung ausgeführt wird, daß „die Kirche und besonders die Hirten... eine bessere Kenntnis der Lage gewinnen“ können, wenn man auch die Laien befragt⁶. Der Volk-Gottes-Gedanke scheint hier entweder zu wenig ausgeprägt oder zu schnell wieder aufgegeben. Täuscht der Eindruck, daß die Lineamenta eine Totalidentifikation von Kirche und dienstamtlicher Hierarchie widerspiegeln, zugleich aber von einer nur partiellen Identität von Laien und Kirche ausgehen?

Die Erfüllung seines Weltauftrags führt den Laien nicht aus der Kirche heraus. Er ist – mit anderen gemeinsam – Kirche auch in der Welt. Die Forderung, der Laie müsse sich „vorrangig“ um seinen Weltdienst kümmern, muß daher ebenfalls vor Mißverständnissen geschützt werden. Weder ist die Welt ein absolutes Gegenüber von Kirche, noch ist der Weltdienst ein Vorbehaltsgut der Laien. Aus beidem folgt, daß der Weltauftrag der Laien weder den Dienst der geweihten Amtsträger an der Welt ersetzen noch die Laien von ihren Rechten und Pflichten, an der Auferbauung von Kirche mitzuwirken, entbinden kann. Dies zu leisten ist somit auch kein Vorbehaltsgut der geweihten Amtsträger. Jede „Flucht in die Welt“ ist den Laien eigentlich verwehrt.

„Klerikalisierung der Laien?“

Um so mehr ist die in letzter Zeit häufig wiederkehrende Rede von der Gefahr zu bedenken, daß die Laien „aus der Welt fliehen“, also „Weltflucht“ begehen könnten. Papst Johannes Paul II. hat sogar von der Gefahr gesprochen, daß es „zu einer Laisierung der Kleriker und zu einer Klerikalisierung der Laien“ kommen könne.⁷ Solche Formeln haben den Vorteil, daß sie schlaglichtartig eine Frage umreißen und eine Sorge des Fragenden kennzeichnen. Freilich bleiben sie oft interpretationsfähig und interpretationsbedürftig. Dabei mag hier offenbleiben, was mit einer „Laisierung der Kleriker“ gemeint und was von ihr zu befürchten sein könnte.

Was steht hinter der warnenden Rede von einer „Klerikalisierung der Laien“? Was ist mit ihr gemeint, und was veranlaßt die Warnung? Wird hier Anlaß zur Sorge, daß Laien in der Kirche Dienst tun wollen, in ihr Verantwortung übernehmen wollen, ihr Kirche-Sein so verwirklichen wollen? Dies kann offenbar nicht gemeint sein. Ganz und gar überflüssig wäre gewiß auch die Besorgnis, Laien könnten die Probleme der Kirche zu sehr aus der amtlichen, vielleicht ausschließlich aus der kirchenrechtlichen Perspektive sehen und behandelt wissen wollen. Kommt hier vielleicht Sorge um eine Aufweichung oder Auflösung der traditionell überlieferten Ordnung in der Kirche zum Ausdruck? So gewendet wäre die Sorge wohl zu kurz angesetzt; sie müßte doch der Gefahr Vorschub leisten, daß die rechtzeitige Erkenntnis zukünftiger Entwicklungen eher verhindert bleibt. Wenn gewisse Elemente der traditionellen Konzeption vom Verhältnis der kirchlichen Stände von der Zukunft wirklich überholt werden sollten – manches spricht dafür –, dann werden die Ursachen dafür nicht in einer „Klerikalisierung der Laien“, sondern in Vorgängen ganz anderer Art zu suchen sein: in dem über Jahre hinweg, ja sogar mittelfristig kaum behebbaren Priestermangel, in den Veränderungen in der Wahrnehmung moralischer und gesellschaftlicher Werte, denen entgegenzuwirken uns offenbar die Kräfte und manchmal auch die geeigneten Methoden fehlen; in neuen Verständnisweisen von Autorität, die unbefragbare Gehorsamsansprüche immer weniger akzeptieren; in der unkritischen Weiterverwendung bestimmter Stilformen des innerkirchlichen Umgangs, die von den Menschen der Gegenwart und der Zukunft immer weniger akzeptiert werden, um nur einige Beispiele zu nennen.

So ist es nicht leicht, die Sorge vor einer „Klerikalisierung der Laien“ als eine substantiell begründete Sorge auszumachen. Sind es nicht fast immer mehr die Relationen, die fragwürdigen Entwicklungen unterliegen – und weniger der eine oder der andere Stand als solcher? Uns jedenfalls ginge es mehr darum, daß nicht das Verhältnis von geweihten Amtsträgern und Laien zueinander als solches „klerikalisiert“ wird oder „klerikalisiert“ bleibt, und daß weder die Kleriker noch die Laien in falscher Weise „laisiert“ werden.

Aber vielleicht soll die Rede von der „Weltflucht“ und von der Gefahr der Klerikalisierung der Laien nur darauf hinweisen, daß die Laien ihre Aufgaben in der Welt auch über den neuen vom Konzil eröffneten Möglichkeiten und Pflichten ihrer Mitwirkung in der Kirche nicht vernachlässigen dürfen. Dann hat sie ihr gutes Recht. Denn unser Einsatz ist, gemessen an den Erfordernissen, schwach. Und unsere Erfolge sind – gemessen an den Möglichkeiten und dem Wünschbaren – gering. Nur sehr wenige unter uns leben beispielhaft vor, daß radikales Glaubewollen und radikales Ernstnehmen der Welt sehr wohl miteinander vereinbar sind, zumal unter Bedingungen, unter denen wir als Christen unseren Weltdienst in einer offenen, pluralen Gesellschaft leisten dürfen.

Defizite des Weltdienstes und Selbststand des Laien

Bei der Erfüllung des Weltauftrags durch die Laien haben wir also sehr wohl reale Defizite zu beobachten. Aber die bessere Erfüllung dieses Auftrags hat auch Voraussetzungen in der Kirche selbst. In der Welt sein – das heißt in jedem Fall: Aufgabe der Getto-, der Wagenburgmentalität. Es bedeutet, sich nicht zuerst von ängstlicher Sorge leiten zu lassen, sondern vom Aufbruchwillen. Kirche muß „auf dem Weg“ sein. In der Welt sein heißt: sich nicht zuerst von Sicherheitskategorien, sondern von Freiheits- und Entfaltungskategorien leiten zu lassen. Es heißt: sich an der Vielfalt zu freuen, wenn die Einheit gewahrt ist, und nicht um die Einheit schon deshalb zu bangen, weil Vielfalt in Erscheinung tritt. Wiederum schließt sich der Kreis. Wenn „in der Welt sein“ dies alles eigentlich zur Voraussetzung hat bzw. fordert, dann richten sich diese Forderungen wiederum nicht nur an die Laien, sondern ebenso auch an die geweihten Amtsträger der Hierarchie.

In seinem Vortrag hat Bischof Hemmerle die Frage gestellt: „Wie verhalten sich Selbststand des Laien und Bezogenheit des Laien auf das geistliche Amt zueinander?“ Die Richtung, in der wir die Antwort suchen müssen, können wir am ehesten ermitteln, wenn wir fragen, warum überhaupt der Selbststand des Laien, seine Identität in einer Spannung zu seiner Bezogenheit auf das geistliche Amt stehen kann. Dies liegt offenbar daran, daß nach dem Selbststand des Laien um seiner selbst willen gefragt wird, während die Frage nach seiner Bezogenheit auf das geistliche Amt von anderer Struktur ist. Denn einerseits kann es ja noch nicht den Selbststand des Laien ausmachen, auf ein anderes bezogen zu sein; andererseits schließt die eigene Identität eine solche Bezogenheit auch keineswegs aus.

Wenn nun die gemeinsame Berufung aller in Taufe und Firmung der Unterschiedenheit der Stände und Dienste in der Kirche vorausgeht, muß freilich neben jener von Bischof Hemmerle angesprochenen Spannung sofort noch eine andere in den Blick genommen werden, nämlich die Spannung zwischen dem Selbststand und der Identität des geistlichen Amtes und seiner ureigenen Würde und Bedeutung einerseits und seiner Bezogenheit auf die Laien bzw. auf die Gesamtheit des Volkes Gottes andererseits. Auch die Identität der Träger des geistlichen Amtes kann nicht nur durch, aber auch nicht ohne die Bezugnahme auf ihre Dienstfunktion gewonnen werden. Ähnlich kann die Identität des Laien zwar nicht ohne, aber eben auch nicht nur durch seine Bezogenheit auf das Amt bestimmt sein.

Blickt man angesichts dieser Überlegungen in die Lineamenta, springt einem Seite um Seite eine defizitäre Sicht entgegen. Daß „die Christgläubigen sich bewußt sein sollen, daß sie ihren Priestern gegenüber in Schuld stehen“⁸, erschiene weniger schwer verdaulich, wenn die Lineamenta hier wenigstens den ganzen Abschnitt des Konzilsdekrets über „Dienst und Leben der Priester“ abgeschrieben hätten. Aber unter der Überschrift „Die kirchliche Mitverantwortung“ bestimmen die Lineamenta die Sendung des Laien ganz und gar nur von der Bezogenheit auf das Amt

her. „Die Sendung der Laien muß sich beim konkreten Vollzug unbedingt auf die Sendung der übrigen Mitglieder der Kirche einstellen“ und ist „auf Harmonisierung mit allen übrigen Ämtern und Diensten angewiesen“⁹, was ja gewiß nicht falsch ist, aber wohl einer gewissen Gegenseitigkeit bedarf, von der die Lineamenta freilich eher schweigen. Statt dessen sorgen sie sich um die „pastoralen Probleme, die mit der kirchlichen Mitverantwortung“ der Laien „verbunden sind“¹⁰. Dies muß überraschen: Waren wir doch seit dem Konzil und seit der Würzburger Synode der Hoffnung, die Mitverantwortung der Laien könne die pastoralen Probleme der Kirche eher lösen helfen, als daß sie solche Probleme schaffen würde.

Ganz ähnlich liest sich im Kontext der Lineamenta die Aussage, daß „die Laien darüber hinaus in verschiedener Weise zu unmittelbarer Mitarbeit mit dem Apostolat der Hierarchie berufen werden können“¹¹. Welche Weisen der Mitarbeit aber konkret gemeint sind – und welche nicht –, bleibt auch jetzt offen. Zu ermitteln ist lediglich, daß sie etwas weniger mittelbar als bisher üblich, aber doch nicht richtig unmittelbar sein sollen; anders kann man eine „unmittelbarere“ Mitarbeit ja kaum definieren. Ergänzend wird dem Laien dann „außerdem“ die „Befähigung“ bestätigt, „von der Hierarchie zu gewissen kirchlichen Ämtern herangezogen zu werden, die geistlichen Zielen dienen“¹². Mit Respekt vor der Tatsache gefragt, daß die Lineamenta auch hier wieder nur – sehr punktuell ausgewählte – Konzilstexte zitieren: Gibt es, wenn es an der „Befähigung“ nicht fehlt, möglicherweise auch einen moralischen Anspruch darauf, unter bestimmten Bedingungen ein solches Amt übernehmen zu können? Um welche Ämter handelt es sich? Gibt es überhaupt kirchliche „Ämter“, die nicht-geistlichen Zielen dienen? Und wem sind diese dann vorbehalten?

Ist es ein Trost, sich zu erinnern, wie die große Mehrheit der Bischöfe sich auf dem Konzil souverän über die erste ungenügende Vorlage für ein Schema über die Kirche hinweggesetzt hat? „Wenn es je eine Epoche gegeben hat, in der die katholische Kirche in Deutschland die Kirche ihrer Bischöfe war..., dann während dieser Jahre. Damals waren Sie, die deutschen Bischöfe, auf der Höhe Ihrer Autorität, weil Sie inmitten des Bischofskollegiums an der Spitze derer standen, die das Gegenwärtigwerden der Kirche in dieser unserer Zeit mutig förderten.“ Dieses Zitat stammt aus der Schlußansprache von Prof. Max Engelmeier auf dem 82. Deutschen Katholikentag in Essen im Jahre 1968. Das Konzil war drei Jahre zuvor beendet worden. Mehr als 17 Jahre sind seitdem vergangen.

Anfragen

Will man abschließend noch einmal die wichtigsten Sorgen benennen, die – wenn unsere Eindrücke nicht zu subjektiv sind – Laien in der Bundesrepublik heute bewegen, muß wohl zuerst gefragt werden, wie das Gespräch, der geistige

Austausch, das Miteinandersprechen und das Aufeinanderhören zwischen den Amtsträgern und den Laien verbessert werden kann. Eine ehrliche Bestandsaufnahme zeigt hier ein gespaltenes Bild. In den Gemeinden ist das Gespräch häufig lebendig und fruchtbar. Aber kann man dies auch für alle Diözesen sagen? Hier dürfen und müssen höhere Ansprüche gestellt werden: vom Bischof an diejenigen, die für die Laien sprechen sollen, aber auch von den Laien an den Bischof und seine Mitarbeiter. Was schließlich die Kirche in der Bundesrepublik insgesamt anbetrifft, so hat sich nach Meinung vieler das Gesprächsklima deutlich gegenüber jener Zeit abgekühlt, in der vor allem in der Würzburger Synode unter der Präsidentschaft von Kardinal Julius Döpfner eine Atmosphäre lebendigen, regelmäßigen, offenen, gelegentlich energischen, immer aber verständnisbereiten Dialogs gewachsen war. Was ist davon geblieben? Heute leben wir wohl eher, wie Karl Rahner es formuliert hat, in einer „winterlichen Zeit“.

Ein zweites Anliegen hängt damit eng zusammen. Wie kann besser verhindert werden, daß innerkirchliche Probleme immer wieder als Machtfragen, als Statusfragen interpretiert und entsprechend sachinadäquat behandelt werden? Natürlich gibt es für die Lösung dieses Problems keine Patentrezepte. Natürlich verfallen auch die Laien vielfach in den entsprechenden Fehler. Wir müssen also bei uns selbst beginnen. Aber zum Gelingen gehören zwei. Als Beispiel kann die Behandlung des Themas Priestermangel dienen. Allein die offene Erörterung dieses Problems und der Konsequenzen, die sich für die Gemeindepastoral ergeben, scheint häufig Ängste auszulösen, daß in Wahrheit nur der Zölibat attackiert werden solle. Tatsächlich geht es doch darum, daß die Gemeinden ohne ortsansässigen Pfarrer – und ihrer werden immer mehr – sich nach ihrem eigenen Verständnis benachteiligt fühlen und vor großen Schwierigkeiten stehen.

Eine dritte Überlegung: Wir müssen heute – uns selbst und unsere Bischöfe – fragen, wie gesichert werden kann, daß die stets auf Weltkirche zielenden Bestimmungen des neuen Kirchenrechts, soweit sie sich vor der Situation und der Entwicklung der Kirche in der Bundesrepublik als unzureichend erweisen, im partikulären Kirchenrecht angemessen fortgeschrieben werden können. Die Kirche in der Bundesrepublik sollte – im Zusammenwirken von Amtsträgern und Laien – die sie bewegenden Anliegen auch gegenüber der Gesamtkirche mit dem erforderlichen Selbstbewußtsein offen und mit Verbindlichkeit vertreten.

In der Sache muß zuallererst die Frage, wie heute Glaube in unserer Gesellschaft weitergegeben werden kann, zum Gegenstand des öffentlichen Dialogs in der Kirche werden. Die Jüngeren fragen zu Recht nach der Identität von Glauben und Lebensvollzug bei uns Älteren. Sie wollen wissen, wie glaubwürdig wir ihnen den Glauben zu vermitteln versuchen. Aber auch andere Gruppen, denen ohnehin unsere besondere pastorale Sorge gelten muß, haben Anspruch auf diesen Dialog – nicht zuletzt die wiederverheirateten Geschiedenen, deren Situation nach nahezu einhelliger Auffassung menschlich fast unhaltbar bleibt, wenn die offizielle Lehre

und das geltende Recht auch dort fugenlos angewendet werden, wo die Teilnahme an den Sakramenten ehrlich begehrt wird, ohne daß es im konkreten Fall möglich wäre, den geforderten Auflagen ohne neues Schuldigwerden nachzukommen.

Wir müssen schließlich uns selbst, aber auch unsere Hirten mahnen, nicht gar zu zögerlich zu sein, wenn es darum geht, Vertrauen in den Heiligen Geist zu haben. Wir sprechen viel von der Offenheit für die verschiedenen Charismen. Aber wie steht es darum wirklich? Wie steht es um die Gelassenheit, mit der man nach dem Gleichnis den guten Samen mit dem Unkraut zusammen wachsen lassen muß, ehe man hinreichend erkennt, was das eine und was das andere ist? Wie oft sind wir in Gefahr, in ängstlicher Sorge das Neue, noch Unbekannte zu bekämpfen – und damit vielleicht auch gutes Neues frühzeitig mit auszureißen? Die kunstvolle Konstruktion des „Bußschweigens“ für Leonardo Boff vermag hinsichtlich der Zukunftsträchtigkeit oder Untauglichkeit der von ihm vertretenen Theologie wenig zu beweisen. Erfolgreich kann man sich mit ihr nur im freien Dialog auseinandersetzen. Gerade wer dem Marxismus weder als inhaltliche Lehre noch als Methode etwas abgewinnen kann, wird ihm doch vorwerfen, es gehöre zu seinem Wesen und zeige sich in allen von ihm gelenkten Systemen, daß er entgegenstehende Meinungen in seiner Mitte nicht duldet, sondern unterdrückt. Wie also soll Kirche dann mit der Theologie der Befreiung verfahren?

So erbitten wir als Laien immer wieder das offene Gespräch über die Frage, wie das unvermeidbare Spannungsverhältnis zwischen dem Gedanken der Einheit und dem Gedanken der Geistesfreiheit in der Kirche angegangen und ausgehalten werden soll. Dies ist nur eine neue Variation der alten Frage, ob wir uns mit der Sicherung des alten Lagers, in dem wir gestern waren, auch heute noch begnügen können – als käme es darauf an, am Abend stets in die feste Wagenburg zurückzukehren. Wer wirklich in der Nachfolge zu leben versucht, kann so nicht denken wollen, kann so nicht glauben. Wer dennoch jenem Konzept anhängt, verzichtet darauf, auf dem Weg zu sein. Er schreitet auf diesem Weg nicht fort, sondern lebt im Stillstand. Und er ignoriert die Aussage des Konzils, daß die Kirche eine *Ecclesia semper reformanda* ist.

ANMERKUNGEN

¹ Dieser Beitrag gibt die Grundgedanken eines Referats wieder, das am 12. Oktober 1985 in der Katholischen Akademie in Trier vor Mitgliedern des Katholikenrats der Diözese gehalten wurde.

² So Bischof Josef Homeyer in einer Ansprache vor dem Diözesanrat der Katholiken im Bistum Hildesheim am 19. Januar 1985.

³ E. Schillebeeckx, in: *Orientierung* 49 (1985) 152.

⁴ *Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt zwanzig Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil. Lineamenta* (Rom 1985).

⁵ In einem Vortrag vor dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken am 3. Mai 1985.

⁶ *Lineamenta*, 4. ⁷ Ebd. 11. ⁸ Ebd. 37. ⁹ Ebd. 36. ¹⁰ Ebd. ¹¹ Ebd. 8. ¹² Ebd. 9.